

(Nachdruck verboten.)

31]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

„Ich will gar nicht Dein Gewissen sein,“ sagte Grete, „ich will, daß Du den Weg gehst, den Du gehen mußt. Gerade weil ich Dich liebe, verstehe ich erst jetzt Dein Wesen, und ich fühle, daß es erbärmlich wäre, wollte ich auch nur versuchen, auf Dich einzuwirken — Dich anders zu machen. Kann man denn überhaupt einen Menschen anders machen?“ fragte sie, „und ist nicht das vielleicht das Geheimnis jeder großen Neigung, daß man den anderen Teil bis ins Innerste erkennt und ohne zu mäkeln ihn nimmt, wie er ist?“

Er war auf das tiefste über das, was er hörte, verwundert.

„Niemals,“ erwiderte er, „hätte ich gerade von Dir eine solche Auffassung erwartet, durch die schließlich jede Schlechtigkeit, alles, was man tut, gerechtfertigt und verziehen wird.“

„Ja,“ antwortete sie, „so ist es. Und ich empfinde es als das letzte und vielleicht einzige Glück, daß jeder Mensch eine Seele finden kann, die, was er auch immer tut — und sei es das größte Verbrechen — ihn durch ihren Glauben und ihre Liebe von jedweder Schuld freispricht.“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, ich kann Dir nicht folgen, oder doch nur bis zu einem bestimmten Punkt. Mag einer sich an der Welt vergehen, so viel er will, aber den einen Menschen, der bedingungslos an ihn glaubt, ihn in keiner Lage fallen läßt — diesem Menschen muß er die Treue halten.“

„Und wenn er die Treue nicht halten kann? Wenn er sich lösen muß?“

Er sah sie durchdringend an.

„Nein,“ sagte er langsam, „es kann doch nicht Dein Ernst sein, daß Du einem Menschen Freiheiten einräumst, durch die jeder Rest von Verantwortlichkeit aufgehoben wird. Das wäre ja — — ja das wäre,“ wiederholte er langsam, „der tollste Anarchismus, der sich ausdenken ließe.“

„Nein,“ entgegnete sie fest, „so weit muß ein Mensch gehen und denken können, wenn er einen anderen liebt.“

Ueber seine Züge glitt bei ihren Worten ein begreifendes Lächeln, und bitter sagte er:

„Jetzt verstehe ich, daß das alles eine Beziehung auf mich hat. Danach hältst Du mich für ein durch und durch verworfenes Subjekt.“

Sie schlang statt aller Antwort ihre Arme um ihn und sah ihn mit so glücklichen, lachenden Augen an, daß er verstummte.

Endlich brachte er mit einem komischen Seufzer hervor:

„Ein Theater bauen ist ein Kinderspiel, aber eine Frau erkennen ist eine Hexerei.“

„Nein,“ erwiderte sie, „das ist grundfalsch. Eine Frau, die liebt, ist das einfachste Wesen. Sie hat keine eigenen Gedanken und Meinungen mehr, sie gibt sich selbst auf, verschrenkt sich, wird, wenn Du es so nennen willst, charakterlos, denn ohne ihren Willen gehört ihr ganzes Denken dem, den sie gern hat!“

„Das ist ja gerade das Unbegreifliche!“

„Das Schöne ist es!“ gab sie zur Antwort. „Eine Frau, die sich erfüllt, braucht nicht mehr zu grübeln. Ihr höchstes Glück besteht darin, daß sie Gefühl — unbewußtes Gefühl wird. Und damit,“ fuhr sie fort, „gewinnt sie den tiefsten Zusammenhang mit der Natur, die auch ohne Gehirn Wunder hervorbringt, wächst und blüht.“

Er streichelte sanft die Hand.

„Woher hast Du nur all die Gedanken? Ich staune so oft, wenn Du für jedes Ding die sinnvollste Erklärung findest, ja die einzige vielleicht, die es gibt.“

„Aus der Schule nicht,“ gab sie lächelnd zurück, „denn für die höhere Bildung hat es bei uns nicht gelangt. Gelernt habe ich nicht viel, obwohl es mir an Wissenstrieb nicht gefehlt hat, aber manchmal hat mir ein freundlicher Zufall doch ein gutes Buch in die Hände gespielt.“

„Das, was Du besitzt, Grete, läßt sich überhaupt nicht durch Wissen erwerben. Einer armen Seele nützt im letzten

Grunde auch kein Wissen. Nur wer selber fruchttragend ist, wird durch Kenntnisse reicher. Ach,“ unterbrach er sich, „was sind wir für komische Liebesleute! Ueber Probleme und Ideen reden wir, anstatt uns zu lieben und zu küssen.“

Er wollte sie zärtlich an sich ziehen, aber sie wehrte ihn sanft ab.

„Ich empfinde es voll Dankbarkeit,“ sagte sie ernst, „daß Du mir Deine Gedanken nicht vorenthältst. Dadurch erst fühle ich mich Dir gegenüber sicher und gleichberechtigt.“

„Ich möchte vor Dir nicht das kleinste Geheimnis haben.“

„Du kannst es auch nicht, denn ich sehe in Dich wie in einen Spiegel.“

„Weißt Du, daß mir das peinvoll ist?“

„Weshalb?“

„Weil Du dann die schwärzesten Dinge erkennen mußt und meinen grenzenlosen Leichtsin und meinen Ehrgeiz ohne Mäßen.“

„Ich liebe Deinen Leichtsin und Deinen Ehrgeiz . . .“

„Ich möchte Dich etwas fragen, Gretel, darf ich . . .?“

Sie nickte nur.

„Was sagen Sie bei Dir zu Hause? . . . Wissen sie

alles?“

„Sie ahnen es — vielleicht wissen sie es auch — aber keines von beiden quält mich durch Fragen. Was hast Du denn?“ fragte sie, als er eine ganze Weile schwieg und ihre Blicke mied.

„Es kommt mir so seltsam vor . . . und es drückt mich auch . . . Immer habe ich zu Deinen Leuten gehen und ihnen reinen Wein einschenken wollen . . . Du aber hast es nicht gemocht . . . Weshalb nur nicht? . . .“

„Weil dies eine Sache zwischen uns beiden ist . . . weil Du in Deiner Freiheit nicht gehemmt werden sollst . . . weil . . . ach, es gibt tausend Gründe dafür — frage nicht!“

„Hast Du auch nicht darunter zu leiden? . . .“

„Nur ganz, ganz wenig,“ entgegnete sie und sah ihn voll dabei an. „Die Mutter macht ein kummervolles Gesicht und fährt zuweilen auch mit der Schürze über die Augen, aber der Vater und ich tun, als ob wir nichts davon bemerkten. Immer ist sie eine passive Natur gewesen, die sich von uns beiden leiten ließ; ja, manchmal kam es mir so vor, als ob ich die ältere Schwester wäre . . .“

„Und Dein Vater?“

„Mein Vater — er schwärmt von Dir. Und dann . . . siehst Du, das ist ein Kapitel für sich . . . Er ist ein Phantast all sein Lebtag gewesen und hat einen Abscheu vor allem Moralischen . . . Er ist der beste Hausvater und seiner Idee nach ein Stückchen Aufrihrer und Anarchist . . .“

„Da haben wir's — von Deinen Vater stammen all die revolutionären Gedanken!“

„Er ist wie ein Kind und hat eine Künstlerseele . . .“

„Du auch . . . Du auch!“

„Nein — ich habe nur eine Seele Dich zu lieben! . . . Dich zu . . .“

Sie kam nicht weiter; draußen läutete es vernehmlich.

„Wer kann denn das sein?“ sagte er ärgerlich. „Am liebsten möchte ich überhaupt nicht öffnen.“

„Du mußt!“ sagte sie und drängte ihn zur Tür.

Gleich darauf trat er mit Herrn Steinert wieder ein.

Kepler machte die beiden miteinander bekannt, und Steinert verbeugte sich, den Zylinder in der rechten, mit gesuchter Höflichkeit vor Grete Anders.

„Was bringen Sie denn noch zu so später Stunde?“ fragte Kepler. „Denn es muß doch etwas Wichtiges sein,“ tügte er ein wenig nervös hinzu, „wenn Sie mich nach Feierabend gewissermaßen überfallen . . .“

„Es ist auch etwas Wichtiges,“ erwiderte er und sah ein wenig scheu zu Grete Anders hinüber.

„Sprechen Sie mir — ich habe vor dem Fräulein keine Geheimnisse.“

Grete Anders erhob sich.

„Ich will nicht stören — ich muß ohnehin fort.“

„Bleibe doch! . . . Ich habe in keinem Falle lange zu tun!“

„Ich kann nicht, Friedrich! Aber wenn es Dir recht ist, komme ich noch einmal heran!“

„Ja — ich erwarte Dich.“

„Sie nichte Steinert leicht zu und verließ das Zimmer. Kehler folgte ihr, kam aber gleich wieder zurück.“

„Nun, was gibt's?“

Steinert war durch den kurzen Ton betroffen. Er merkte sofort, daß er wenig willkommen war.

„Ich möchte nicht stören, Herr Baumeister,“ sagte er zurückhaltend. „Es sind in der Tat wichtige Dinge, die mich . . .“

„Mensch, machen Sie keine so lange Einleitung! Schließen Sie los!“

Es handelt sich darum, Herr Baumeister, daß in den letzten Tagen auf Ihre Anweisungen hin Leute Summen an unserer Kasse erhoben haben, die . . .“

„Das kann ich mir ja denken,“ unterbrach ihn Kehler. „Wenn Sie kommen, dreht es sich jedesmal um den verdammten Mammon . . . Scheren Sie sich zum Teufel oder lassen Sie mich damit in Frieden . . . Ich habe den Kopf mit anderen Dingen voll. Ich baue und Sie schaffen das Geld! . . . Ich denke, so lautet doch unsere Abmachung!“

„Gewiß, Herr Baumeister! . . .“

„Nun schön — dann brechen Sie nicht beständig unseren Kontrakt! . . . Sie machen mich mit dieser Geldmisere noch krank! . . . Sie reiben mich auf! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Besserung.*

Von Ludwig Thoma.

Wie ich in die Osterferien gefahren bin, hat die Tante Fanny gesagt: „Vielleicht kommen wir zum Besuch zu Deiner Mutter. Sie hat uns so dringend eingeladen, daß wir sie nicht beleidigen dürfen.“

Und Onkel Pepi sagte, er weiß es nicht, ob es geht, weil er so viel Arbeit hat, aber er sieht es ein, daß er den Besuch nicht mehr hinausschieben darf. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber im Sommer kommen will, jetzt ist es noch so kalt, und man weiß nicht, ob es nicht auf einmal schneit. Aber die Tante sagte: „Nein, Deine Mutter muß böse werden, wir haben es schon so oft versprochen.“ Ich weiß aber schon, warum sie kommen wollen; weil wir auf Ostern das Geräucherte haben und Eier und Kaffeetuchen, und Onkel Pepi ist so fürchtbar viel. Daheim darf er nicht so, weil Tante Fanny gleich sagt, ob er nicht an sein Kind denkt.

Sie haben mich an den Postomnibus begleitet, und Onkel Pepi hat freundlich getan und hat gesagt, es ist auch gut für mich, wenn er kommt, daß er den Aufreize beschwichtigen kann über mein Zeugnis.

Es ist wahr, daß es fürchtbar schlecht gewesen ist, aber ich finde schon etwas Ausreden. Dazu brauche ich ihn nicht.

Ich habe mich geärgert, daß sie mich begleitet haben, weil ich mir Zigarren kaufen wollte für die Heimreise, und jetzt konnte ich nicht. Der Fritz war aber im Omnibus und hat zu mir gesagt, daß er genug hat, und wenn es nicht reicht, können wir im Bahnhof in Mühlendorf noch Zigarren kaufen.

Im Omnibus haben wir nicht rauchen dürfen, weil der Oberamtsrichter Hingiebl mit seinem Heinrich darin war, und wir haben gewußt, daß er ein Freund vom Rektor ist und ihm alles verschuftet.

Der Heinrich hat ihm gleich gesagt, wer wir sind. Er hat es ihm in das Ohr gewispert, und ich habe gehört, wie er bei meinem Namen gesagt hat: „Er ist der Letzte in unserer Klasse und hat in der Religion auch einen Vierer.“

Da hat mich der Oberamtsrichter angeschaut, als wenn ich aus einer Menagerie bin, und auf einmal hat er zu mir und zum Fritz gesagt:

„Nun, Ihr Jungs, gebt mir einmal eure Zeugnisse, daß ich sie mit dem Heinrich dem seinigen vergleichen kann.“

Ich sagte, daß ich es im Koffer habe, und er liegt auf dem Dache vom Omnibus. Da hat er gelacht und hat gesagt, er kennt das schon. Ein gutes Zeugnis hat man immer in der Tasche. Alle Leute im Omnibus haben gelacht, und ich und der Fritz haben uns fürchtbar geärgert, bis wir in Mühlendorf ausgestiegen sind.

Der Fritz sagt, es reut ihn, daß er nicht gesagt hat, bloß die Handwerksburschen müssen dem Gendarm ihr Zeugnis hergeben. Aber es war schon zu spät. Wir haben im Bahnhof Bier getrunken, da sind wir wieder lustig geworden und sind in die Eisenbahn eingestiegen.

Wir haben vom Kondukteur ein Rauchcoupé verlangt und sind in eines gekommen, wo schon Leute darin waren. Ein dicker Mann ist am Fenster gesessen, und an seiner Uhrkette war ein großes, silbernes Pferd.

Wenn er gehustet hat, ist das Pferd auf seinem Bauch getanzt und hat geschneppert. Auf der anderen Bank ist ein kleiner Mann

gesessen mit einer Brille, und er hat immer zu dem Dicken gesagt, Herr Landrat, und der Dicke hat zu ihm gesagt, Herr Lehrer. Wir haben es aber auch so gemerkt, daß er ein Lehrer ist, weil er seine Haare nicht geschnitten gehabt hat.

Wie der Zug gegangen ist, hat der Fritz eine Zigarre angezündet und den Rauch auf die Decke geblasen, und ich habe es auch so gemacht.

Eine Frau ist neben mir gewesen, die ist weggerückt, und hat mich angeschaut, und in der anderen Abteilung sind die Leute aufgestanden und haben herübergeschaut. Wir haben uns fürchtbar gefreut, daß sie alle so erschaut sind, und der Fritz hat recht laut gesagt, er muß sich von dieser Zigarre fünf Kisten bestellen, weil sie so gut ist.

Da sagte der dicke Mann: „Bravo, so wächst die Jugend her,“ und der Lehrer sagte: „Es ist kein Wunder, was man lesen muß, wenn man die verroßte Jugend sieht.“

Wir haben getan, als wenn es uns nichts angeht, und die Frau ist immer weitergerückt, weil ich so viel ausgespuckt habe. Der Lehrer hat so giftig geschaut, daß wir uns haben ärgern müssen, und der Fritz sagte, ob ich weiß, woher es kommt, daß die Schüler in der ersten Lateinklasse so schlechte Fortschritte machen, und er glaubt, daß die Volksschulen immer schlechter werden. Da hat der Lehrer fürchtbar gehustet, und der Dicke hat gesagt, ob es heute kein Mittel nicht mehr gibt für freche Lausbuben.

Der Lehrer sagte, man darf es nicht mehr anwenden wegen der falschen Humanität, und weil man gestraft wird, wenn man einen bloß ein bißchen auf den Kopf haut.

Alle Leute im Wagen haben gebremst: „Das ist wahr“, und die Frau neben mir hat gesagt, daß die Eltern dankbar sein müssen, wenn man solchen Burschen ihr Sipleder verhaut. Und da haben wieder alle gebremst, und ein großer Mann in der anderen Abteilung ist aufgestanden und hat mit einem tiefen Haß gesagt: „Leider, leider gibt es keine vernünftigen Oeltern nicht mehr.“

Der Fritz hat sich gar nichts daraus gemacht und hat mich mit dem Fuß gestoßen, daß ich auch lustig sein soll. Er hat einen blauen Zwicker aus der Tasche genommen und hat ihn aufgesetzt und hat alle Leute angeschaut und hat den Rauch durch die Nase gehen lassen.

Bei der nächsten Station haben wir uns Bier gekauft und wir haben es schnell ausgetrunken. Dann haben wir die Gläser zum Fenster hinausgeschmissen, ob wir vielleicht einen Bahnwärter treffen.

Da schrie der große Mann: „Diese Burschen muß man züchtigen,“ und der Lehrer schrie: „Ruhe, sonst bekommt Ihr ein paar Ohrfeigen!“ Der Fritz sagte: „Sie können's schon probieren, wenn Sie eine Schmeid haben.“ Da hat sich der Lehrer nicht getraut, und er hat gesagt: „Man darf keinen mehr auf den Kopf hauen, sonst wird man selbst gestraft.“ Und der große Mann sagte: „Lassen Sie es gehen, ich werde diese Burschen schon kriegen.“

Er hat das Fenster aufgemacht und hat gedrückt: „Kondukteur, Kondukteur!“

Der Zug hat gerade gehalten, und der Kondukteur ist gelaufen, als wenn es brennt. Er fragte, was es gibt, und der große Mann sagte: „Die Burschen haben Biergläser zum Fenster hinausgeworfen. Sie müssen arretiert werden.“

Aber der Kondukteur war zornig, weil er gemeint hat, es ist ein Unglück geschehen, und es war gar nichts.

Er sagte zu dem Mann: „Deswegen brauchen Sie doch keinen solchen Speltafel nicht zu machen.“ Und zu uns hat er gesagt: „Sie dürfen es nicht tun, meine Herren.“ Das hat mich gefreut, und ich sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Oberkondukteur, wir haben nicht gewußt, wo wir die Gläser hinstellen müssen, aber wir schmeißen jetzt kein Glas nicht mehr hinaus.“ Der Fritz fragte ihn, ob er keine Zigarre nicht will, aber er sagte, nein, weil er keine so starken nicht raucht.

Dann ist er wieder gegangen, und der große Mann hat sich hingesetzt und hat gesagt, er glaubt, der Kondukteur ist ein Preuße. Alle Leute haben wieder gebremst, und der Lehrer sagte immer: „Herr Landrat, ich muß mich fürchtbar zurückhalten, aber man darf keinen mehr auf den Kopf hauen.“

Wir sind weiter gefahren, und bei der nächsten Station haben wir uns wieder ein Bier gekauft. Wie ich es ausgetrunken habe, ist mir ganz schwindlig geworden, und es hat sich alles zu drehen angefangen. Ich habe den Kopf zum Fenster hinausgehalten, ob es mir nicht besser wird. Aber es ist mir nicht besser geworden, und ich habe mich stark zusammengenommen, weil ich glaubte, die Leute meinen sonst, ich kann das Rauchen nicht vertragen.

Es hat nichts mehr geholfen, und da habe ich geschwind meinen Hut genommen.

Die Frau ist aufgesprungen und hat geschrien, und alle Leute sind aufgestanden, und der Lehrer sagte: „Da haben wir es.“ Und der große Mann sagte in der anderen Abteilung: „Das sind die Burschen, aus denen man die Anarchisten macht.“

Mir ist alles gleich gewesen, weil mir so schlecht war.

Ich dachte, wenn ich wieder gesund werde, will ich nie mehr Zigarren rauchen und immer folgen und meiner lieben Mutter keinen Verdruß nicht mehr machen. Ich dachte, wieviel schöner möchte es sein, wenn es mir jetzt nicht schlecht wäre, und ich hätte ein gutes Zeugnis in der Tasche, als daß ich jetzt den Hut in der Hand habe, wo ich mich hineingebrochen habe.

Fritz sagte, er glaubt, daß es mir von einer Wurst schlecht geworden ist.

*) Aus: „Lausbubengeschichten.“ München. Albert Langen. Preis 3 M. —

Er wollte mir helfen, daß die Leute glauben, ich bin ein Gewohnheitsraucher.

Aber es war mir nicht recht, daß er gelogen hat.

Ich war auf einmal ein braver Sohn und hatte einen Abscheu gegen die Lüge.

Ich versprach dem lieben Gott, daß ich keine Sünde nicht mehr tun wollte, wenn er mich wieder gesund werden läßt. Die Frau neben mir hat nicht gewußt, daß ich mich bessern will, und sie hat immer geschrien, wie lange sie den Gestank noch aushalten muß.

Da hat der Friß den Hut aus meiner Hand genommen und hat ihn zum Fenster hinausgehalten und hat ihn ausgeleert. Es ist aber viel auf das Trittbrett gefallen, daß es geplatscht hat, und wie der Zug in der Station gehalten hat, ist der Expeditor hergelaufen und hat geschrien: „Wer ist die Sau gewesen? Hergottsfarment, Kondukteur, was ist das für ein Sauftall?“

Alle Leute sind an die Fenster gestürzt und haben hinausgeschaut, wo das schnurhige Trittbrett gewesen ist. Und der Kondukteur ist gekommen und hat es angeschaut und hat gebrüllt: „Wer war die Sau?“

Der große Herr sagte zu ihm: „Es ist der nämliche, der mit den Bierflaschen schmeißt, und Sie haben es ihm erlaubt.“

„Was ist das mit den Bierflaschen?“ fragte der Expeditor.

„Sie sind ein gemeiner Mensch,“ sagte der Kondukteur, „wenn Sie sagen, daß ich es erlaubt habe, daß er mit die Bierflaschen schmeißt.“

„Was bin ich?“ fragte der große Herr.

„Sie sind ein gemeiner Lügner,“ sagte der Kondukteur, „ich habe es nicht erlaubt.“

„Tun Sie nicht so schimpfen,“ sagte der Expeditor, „wir müssen es mit Ruhe abmachen.“

Alle Leute im Wagen haben durcheinander geschrien, daß wir solche Lausbuben sind, und daß man uns arrelieren muß. Am lautesten hat der Lehrer gebrüllt, und er hat immer gesagt, er ist selbst ein Schulmann. Ich habe nichts sagen können, weil mir so schlecht war, aber der Friß hat für mich geredet, und er hat den Expeditor gefragt, ob man arreliert werden muß, wenn man auf einem Bahnhof eine giftige Wurst kauft. Zulezt hat der Expeditor gesagt, daß ich nicht arreliert werde, aber, daß das Trittbrett gereinigt wird, und ich muß es bezahlen. Es kostet eine Mark. Dann ist der Zug wieder gefahren, und ich habe immer den Kopf zum Fenster hinausgehalten, daß es mir besser wird.

In Endorf ist der Friß ausgestiegen, und dann ist meine Station gekommen.

Meine Mutter und Kennchen waren auf dem Bahnhof und haben mich erwartet.

Es ist mir noch immer ein bißchen schlecht gewesen und ich habe so Kopfschmerz gehabt.

Da war ich froh, daß es schon Nacht war, weil man nicht gesehen hat, wie ich blaß bin. Meine Mutter hat mir einen Kuß gegeben und hat gleich gefragt: „Nach was riechst Du, Ludwig?“ Und Kennchen fragte: „Wo hast Du Deinen Hut, Ludwig?“ Da habe ich gedacht, wie traurig sie sein möchten, wenn ich ihnen die Wahrheit sage, und ich habe gesagt, daß ich in Mühlendorf eine giftige Wurst gegessen habe, und daß ich froh bin, wenn ich einen Kamillentee trinke.

Wir sind heimgegangen, und die Lampe hat im Bohnzimmer gebrannt, und der Tisch war aufgedeckt.

Unsere alte Köchin Theres ist hergelaufen, und wie sie mich gesehen hat, da hat sie gerufen: „Jesus Maria, wie schau unser Bub aus? Das kommt davon, weil Sie ihn so viel studieren lassen, Frau Oberförster.“

Meine Mutter sagte, daß ich etwas Unrechtes gegessen habe, und sie soll mir schnell einen Tee machen. Da ist die Theres geschwind in die Küche, und ich habe mich auf das Kanapee gesetzt.

Unser Bürschel ist immer an mich hinaufgesprungen und hat mich abschlecken gewollt. Und alle haben sich gefreut, daß ich da bin. Es ist mir ganz weich geworden, und wie mich meine liebe Mutter gefragt hat, ob ich brav gewesen bin, habe ich gesagt, ja, aber ich will noch viel braver werden.

Ich sagte, wie ich die giftige Wurst drunten hatte, ist mir eingefallen, daß ich vielleicht sterben muß, und daß die Leute meinen, es ist nicht schade darum. Da habe ich mir vorgeonnen, daß ich jetzt anders werde und alles tue, was meiner Mutter Freude macht und viel ferne und nie keine Strafe mehr heimbringe, daß sie alle auf mich stolz sind.

Kennchen schaute mich an und sagte: „Du hast gewiß ein furchtbar schlechtes Zeugnis heimgebracht, Ludwig?“

Aber meine Mutter hat es ihr verboten, daß sie mich ausspottet, und sie sagte: „Du sollst nicht so reden, Kennchen, wenn er doch krank war und sich vorgeonnen hat, ein neues Leben zu beginnen. Er wird es schon halten und mir viele Freude machen.“ Da habe ich weinen müssen, und die alte Theres hat es auch gehört, daß ich vor meinem Tod solche Vorsätze genommen habe. Sie hat furchtbar laut geweint, und hat geschrien: „Es kommt von dem vielen Studieren, und sie machen unsern Buben noch kaputt.“ Meine Mutter hat sie getröstet, weil sie gar nicht mehr aufgehört hat.

Da bin ich ins Bett gegangen, und es war so schön, wie ich darin gelegen bin. Meine Mutter hat noch bei der Türe hereingeschaut und hat gesagt: „Erhole Dich recht gut, Kind.“ Ich bin noch lange aufgewesen und habe gedacht, wie ich jetzt brav sein werde. —

Kleines feuilleton.

— Wie Gorki verhaftet wurde. Von einem Leser in Riga erzählt das „Wiener Extrablatt“ die nachfolgende Schilderung der Umstände, unter denen Maxim Gorki verhaftet wurde: „Ich kam wenig Minuten später, nachdem der Dichter abgeführt worden, zu Fräulein Andrejewa, der Freundin Gorkis, in deren Wohnung die Festnahme erfolgte. Vor zwei Jahren hatte sich zwischen der russischen Tragödin und Gorki ein intimes Freundschaftsverhältnis entsponnen, wie es d'Annunzio durch viele Jahre mit Eleonora Duse verknüpfte. Gorki trennte sich in aller Güte von seiner Frau, für die er reichlich sorgte. Vor kurzem erkrankte Fräulein Andrejewa in Riga, wo sie eben eine Gastspieltournee absolvierte, und sie telegraphierte an Gorki, er möchte sie besuchen. Gorki folgte dem Rufe und fuhr hierher. Inzwischen suchte ihn die Polizei in Petersburg. Maxim Gorki ist schon seit langem den Herren in Petersburg ein Dorn im Auge. Ob eine bestimmte Anklage gegen ihn vorliegt, ist mir unbekannt, doch sicher ist es, daß man mit einem gemeinen Verbrecher nicht so brutal verfährt, wie es der russischen Polizei beliebt, mit dem Dichter umzugehen. Fräulein Andrejewa hatte, als Gorki seine bevorstehende Ankunft meldete, das Bett verlassen und sah, von ihrer Mutter gepflegt, im Lehnstuhl. Da hörte man auf der Treppe Waffengellire und ein Offizier trat in die Krankenstube, indes ein Gendarm die Tür besetzte. Der Offizier packte Gorki beim Arme und sagte: „Du bist ein Gefangener!“ Gorki war geschockt und sagte: „Was will man von mir? Will man die Zahl der unschuldigen Opfer noch vermehren?“ Der Offizier erwiderte, daß er nur seine Pflicht erfülle. Gorki mußte sofort seinen Pelz nehmen und wurde auf die Hauptwache gebracht, wo er bis zur Abfahrt des Abendezuges nach Petersburg blieb. Fräulein Andrejewa ist infolge des Schreckens aufs neue erkrankt.“ —

r. Vorfrühling in den Pyrenäen. Man schreibt uns von da unten: An den milden Küsten des Mittelmeeres ist der Winter mit Schnee oder gar mit Eis eine sehr seltene Erscheinung. Gewöhnlich endet der Herbst am Schluß des Jahres, und im Januar beginnt der Frühling. Ende Januar herrschte in den tiefsten Thälern der Pyrenäen, in der Nähe der spanischen Grenzstadt Port-Vou die Stimmung des Vorfrühlings. An den braunen waldlosen steinigten Hängen der Berge, die steil und kühn hinein ins Mittelmeer ragen, zeigte sich ein leichtes junges Grün. Es waren allerdings nur einzelne grüne Stellen, denn an diesen trockenen steinigten Bergen ist der Pflanzentumuch nur gering. Die Sonne brennt mit großer Heftigkeit auf die steilen Berge, und von den schneebedeckten Gipfeln des Hochgebirges wie von dem smaragdgrünen Meere her wehen lebhafteste Winde, die sich oft zu wütendem Sturme verstärken. Die kurzen Täler, von hohen Bergen eingesaßt, öffnen sich nach dem Meere, aber zu ihren beiden Seiten ziehen sich die Berge weit ins Meer hinaus, und dieses greift also in fjordartigem Busen ins Gebirge hinein. Man sollte meinen, die Seeluft würde hier regen Pflanzenwuchs erzeugen, allein der ewig blaue Himmel, der Hellsboden und der stete Wind lassen nur eine dürre Vegetation aufstommen. Es sind im allgemeinen niedere immergrüne holzartige Stauden mit harten Keimen oder lederfesten Blättern. Alles nimmt dort einen strauchartigen Charakter an, was bei uns ein saftiges Kraut ist, Wolfsmilch, Korbbliütler, Lippenbliütler usw. Die Anzahl dieser immergrünen Sträucher ist nicht groß. Noch geringer ist die Artenzahl der wirklichen Sträucher, vor denen besonders ein mannshoher Christus und ein weit kleinerer Ginster auffällt, der zu Ende Januar eben seine gelben Schmetterlingsblüten entfaltet. Fast alle diese Sträucher haben Blätter von graugrüner oder gar weißlicher Färbung, sie machen im ganzen einen sehr starren steifen Eindruck, wie künstliche Blumen. Auch die Olivenbäume, die in großen Plantagen die unteren Hänge der Berge bedecken, tragen mit ihren silberglänzenden Weidenblättern wenig dazu bei, die Stimmung des Frühlings zu erwecken. Aber klettert man an den Bergen empor, so findet man überall in den Nischen der Felsen junges hervorleuchtendes Grün, zarte Pflänzlein aller Art, Gras und selbst kleine Farnkräuter. Eine Crucifere hat kleine weiße Blüten, eine Komposita öffnet soeben ihre gelben Habichtskrautblüten. In einigen Stellen der Berge sieht man aber einen ganz aparten Frühlingsschmuck. Dort stehen die Mandelbäume in voller Blüte. Im Januar! Mit ihren garten Obfblüten erinnern sie an den deutschen Mai, wenigstens wenn wir sie allein betrachten. Aber die braunen Bergwände, die Olivenhaine und das smaragdgrüne Meer, das draußen weithin in weißen Schaumbüscheln erstrahlt, die kalkweißen Häuser der Ortschaften, die gelbblühende Mimose und die Jovergpalmen im Garten eines spanischen Gebirgsbewohners da drüben erzählen uns doch von einem andersartigen fremden Lande. —

— Ueber den Taktierfuß plaudert einer in der „Köln. Ztg.“: Bis ins 17. Jahrhundert gaben die Musik- und Gesangdirigenten den Takt durch Stampfen mit dem Fuße oder durch Handaufschlagen an, während besondere Veränderungen des Tempos und der Tonstärke durch Zuruf angekündigt wurden. Als der erste, der von diesem Brauche abwich, wird der 1633 zu Florenz geborene und 1687 zu Paris verstorbene Seiger und Opernkomponist Lully bezeichnet, der sich beim Dirigieren seines Streichorchesters eines fast 2 Meter langen mächtigen Stabes bediente. Leider sollte die Neuerung für ihren Urheber verhängnisvoll werden. Bei einem allzu heftigen Taktschlag traf er eines Tages mit dem Stod seinen Fuß, und die geringfügige Verletzung hatte bei der damaligen Un-

vollkommenheit der Wundbehandlung Brand zur Folge, der Luthi dahinraffte. Allmählich fanden neben dem vielfach gebräuchlichen Violinbogen leichtere und weniger gefährliche Taktierstöcke Eingang, doch haben sich daneben, namentlich bei einzelnen belgischen Dirigenten, auch noch solche von einer derartigen Länge erhalten, als sollten sie bei dem lebhaften Geberdenspiel der Leiter deren Gedanken unmittelbar auf die Kehle der Mitwirkenden übertragen. Viele Vereine legen einen hohen Wert auf die äußere Erscheinung des Stabes ihres Führers, und so begegnen wir heute silbernen und selbst goldenen Taktierstöcken; dagegen kommt für Musikkenner weniger der Stolz als dessen Leitung in Betracht. Gounod dirigierte mit einem Prügel, den sein Neffe zum Reißschlagen benutzte. Zweifellos kommt es vor, daß einem übereifrigen Dirigenten inmitten der Arbeit der Taktstod bricht. Es wird dann mit einem Bruchstück weiter taktiert, das häufig zu den Leistungen der Ausführenden in richtigerem Verhältnis steht, häufig aber auch der musikalischen Begabung des Dirigenten mehr entspricht als ein ganzer Taktierstod. —

Kunst.

es. Bei Cassirer ist noch für einige Zeit ein großer Karton (der sogenannte Kasseler Karton, 1847—48) von Adolph Menzel ausgestellt. Auf ihm kann man sehen, wie ein Künstler einen historischen Stoff meistert. Dargestellt ist der Einzug der Herzogin Sophia von Brabant und des Landgrafen Heinrich, ihres Sohnes, in Marburg.

Zum ersten fällt die materielle Behandlung des Ganzen auf. Ueber Gruppen und Personen spielt ein schönes Licht, das alle Gegensätze eint und auslöst. Dann ist das umfangreiche Bild äußerst frei und doch zusammenhangsvoll komponiert, so daß durch fortwährende Abwechslung, Steigerung und Ruhe ein reiches Leben hervorgezaubert wird. Weiterhin ist das Menschliche betont und nicht das Historische. Die Herzogin ist eine glückliche Mutter, weiter nichts, die ihren kleinen Sohn voller Stolz präsentiert. Und auch bei den umgebenden Personen ist die charakteristische Durcharbeitung der Physiognomien die Hauptsache. So schimmert überall durch das zeitliche Kleid das Weibliche hindurch. Prachtvolle Köpfe sehen wir unter dem Volk, alles Typen, die bis zur Monumentalität scharf durchgestaltet sind, ohne daß sie an lebendiger Augenblicklichkeit einbüßten. Es ist eine vollkommene, künstlerische Freiheit, die diese Massen alle belebte, bändigte und sich frei ausleben ließ, eine Fähigkeit, die um so merkwürdiger erscheint, als sie schon Ende der vierziger Jahre so bewußt sich zur Geltung bringt. Meisterschaft in jedem Zug — das ist der Gesamteindruck. —

Völkerkunde.

k. In seinem eben erschienenen Werke „Im unbekanntem Afrika“ gibt Powell Cotton folgende Schilderung von dem Tode eines Häuptlings in Britisch-Ost-Afrika: „Der alte Mann lag in seiner Hütte, auf einem Haufen von Fellen ausgestreckt, seine Frauen hockten in einem wirren Knäuel um ihn herum. Von dem Eingang seines Zeltes aus rannten fortwährend junge Männer in großer Anzahl auf einen Hügel und wieder herunter bis zur Zelthür, so lange, bis sie völlig atemlos und erschöpft waren. Dieses sinnlose Gelaufe, das als heilige Pflicht galt, hatte wohl die tiefere Bedeutung, daß die Atemnot des alten Häuptlings erleichtert werden sollte durch den Atem, den die Jünglinge verloren.“ Weiter berichtet er: „Bei vielen Stämmen schneidet der Tapfere ein Merkzeichen für jeden seiner erschlagenen Feinde in die eigne Haut, und wenn er selbst mit Narben ganz bedeckt ist, dann hat sein Lieblingsweib den Vorzug, nun ihre Haut zum Ruhm des Gatten darzubieten zu dürfen.“ Ein Häuptling Kitibu ist eine Verhöhnung geworden, weil er an einem Fuß einen Stiefel trug und zwar meistens auf dem falschen Fuß. Eines Tages bemerkte der Reisende, daß eine seiner Westen auf räthelhafte Weise abhanden gekommen war. Sie war nicht auffindbar und er vergaß sie. Am nächsten Tage brachten seine Leute das fehlende Kleidungsstück aus der Hütte des Zauberers. Zu diesem hatte man die Weste gebracht und ihn gebeten, einen Zauber darauf zu legen, so daß der weiße Mann, wenn er sie wieder anziehe, jeden Wunsch, ihr Land zu verlassen, aufgeben müsse und auf ewig bei ihnen bleiben werde. Sollte der Zauber nicht wirken, so hatte sich der Magier den Rückzug gesichert, indem er erklärte, vielleicht hätte der Engländer schon im eigenen Lande so viel Zaubermittel gegen seine Bezaunderung angewandt, daß sie nichts mehr nützen könne. —

Medizinisches.

hr. Kopfschmerzen und ihre Ursachen. Es gibt wohl wenige Krankheitszustände, deren Entstehung auf so vielerlei Ursachen zurückgeführt werden kann, wie die Kopfschmerzen. Denn fast alle Erkrankungen des Körpers können unter Umständen mit Kopfschmerzen einhergehen. Die Kopfschmerzen können demnach vom Gehirn selbst ausgehen, oder von den Nerven, sie können aber auch eine Begleiterscheinung von Herzkrankheiten, Nierenkrankheiten und von Magenleiden sein. Bekannt ist auch, daß die Darmträgheit und die Eingeweidewürmer oft Kopfschmerzen erzeugen. Kopfschmerzen beobachtet man ferner beim Fieber und bei manchen Allgemeinerkrankungen, wie namentlich bei der Blutarmut. Erkrankungen der Nase und der Augen gehen auch oft mit Kopfschmerzen einher. Auf dem letzten internationalen Ohrenärzte-Kongress in Toulouse hat ein französischer Ohrenarzt auf den Zusammenhang zwischen

Ohrenkrankheiten und Migräne hingewiesen. Er konstatierte, daß manche Ohrenkrankheiten, die von Schwerhörigkeit und Ohrenschmerzen begleitet sind, durch Migränefälle eingeleitet werden, deren wahre Natur oft lange verkannt wird. Der Hinweis auf die mannigfachen Ursachen der Kopfschmerzen läßt die Schlussfolgerung zu, daß es verkehrt ist, wenn Leute, die an chronischen oder periodischen Kopfschmerzen leiden, diesen Symptomen zu wenig Bedeutung beilegen, da sich unter ihrer Maske oft die Entwicklung einer ernsteren Krankheit vorbereitet. Natürlich können die Kopfschmerzen ihre Ursache auch in einer verkehrten Lebensweise haben. Geistige Ueberanstrengung, enge Kleidung, zu reichlicher Genuß von alkoholischen Getränken, Tabakmißbrauch kommt hier in erster Linie in Betracht, weil alle diese Momente einen überreichen Blutzufluß zum Gehirn hervorrufen. Was die Kleidung anlangt, so können zweifellos die jetzt so modernen engen Halskragen zu Kopfschmerzen Veranlassung geben. Auch ungenügender Aufenthalt und Bewegung in frischer Luft, das lange Sitzen in engen und heißen Zimmern erzeugt oft Kopfschmerz. In allen diesen Fällen ist es viel rationeller, seine Lebensweise vernünftig einzurichten, als maßlose Quantitäten der sog. Kopfschmerzmittel zu sich zu nehmen. —

Humoristisches.

— Ein Sachverständiger. „Können Sie mir nicht sagen, Herr Wirt, ob das Paar dort in der Ecke des Gartens verheiratet ist oder ledig?“

„Das ist leicht zu erfahren. Ich laß' ihnen einfach eine dunkel brennende Lampe hinstellen. Schraubt er sie höher, sind sie verheiratet; dreht er sie noch niedriger, sind sie ledig!“ —

— Altbewährt. „Hier, lieber Freund — stelle ich Dir meinen Oberbuchhalter vor — ein altbewährter, treuer Mitarbeiter, der bei mir schon sieben Konkurse mitgemacht hat.“ —

— Zwei Pantoffelhelden. Frau (die dem vermeintlichen Gatten nachts die Haustür geöffnet und ihn gleich ordentlich durchgeprügelt hat, plötzlich erschreckt): „Mein Gott, Sie sind ja gar nicht mein Mann — Sie sind ja der Herr vom zweiten Stockwerk!“

Er: „O weh, da krieg' ich jetzt die ganz' Portion nochmal!“ —
(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Ein neues Drama von Deleeb v. Liliencron „Pohahontas“ erscheint demnächst bei Schuster u. Loeffler, Berlin. —

— In Spalt (Mittelranken) wird nach der „Frankf. Btg.“ seit 1. Januar ein Monatsblatt für deutsche Handwerkerburschen mit dem Titel „Der arme Teufel“ ausgegeben. Die Beiträge stammen von jetzigen oder einstmaligen „Kunden“. —

— Die Zahl der an deutschen Universitäten eingeschriebenen Ausländer beträgt 3097 = 7,8 Proz. der Gesamtzahl der Studierenden. —

— Die Gesellschaft des Deutschen Volkstheaters in Wien hat den Beschluß gefaßt, anlässlich der Schiller-Feier einen Dichterprijs von 2000 Kronen zu stiften, der jedes dritte Jahr an ein künstlerisch wertvolles, abendfüllendes Stück zu verleihen ist. —

— Erfolg hatten bei der Uraufführung: Schotts Drama „Abschied“ im Düsseldorf'scher Stadttheater, das Volksstück „Fräulein Lehrerin“ von A. Magister (Leo Feld) im Wiener Raimund-Theater. —

— Der Verein der deutschen Musikhändler in Leipzig hat an den Reichskanzler eine Eingabe gerichtet mit der Bitte, er möge den der deutschen Nation seitens der deutschen Musikalienverleger dargebotenen Grundstock für eine Reichsmusikbibliothek namens des Reiches annehmen und den deutschen Reichstage halbmöglichst eine Vorlage zugehen lassen, durch die die Mittel der Unterhaltung und Verwaltung der Reichsmusikbibliothek gefördert werden. Den künftigen Direktor der Bibliothek haben sie auch gleich mit präsentiert. —

— Ein Preisausschreiben für ein Violin-Konzert erläßt die Konzertdirektion Leonard-Berlin (Vinsk. 20). Komponisten aller Länder können sich an der Konkurrenz beteiligen. Einwendungen müssen spätestens bis 1. August erfolgen. Es wird auf ein Konzert reflektiert, das nicht nur mit Orchester, sondern auch mit Klavier wirksam zur Aufführung gebracht werden kann. Für das beste Werk ist ein Preis von 1000 M. ausgesetzt. —

— Die Zahl der in Frankreich fabrizierten Automobile war im Jahre 1898 1850 Wagen im Werte von 8 300 000 Frank; im Jahre 1904 waren es 22 000 Wagen im Werte von 176 000 000 Frank. —

— Das letzte Hundertmeterstück des Simplon-Tunnels ist angebohrt. Der Durchbruch dürfte in den ersten Tagen des Monats März erfolgen. —